Linthgebiete die jungen Gocänschichten weit drunter an den Abhängen, während die ältesten Schichten und der Zirkalk darüber folgen und die ältesten Gesteinslager auf die Gipfel hinaufgeschoben worden sind. Zwei ungeheure Falten bewegten sich hier gegen einander, und der Flügel der einen wurde in die Mulde der andern hineingeschoben, so daß die jüngeren Gesteine

unter die älteren zu liegen kamen. Diese Marnerdoppelfalte umspannt das Ostende des Finsteraarnassivs, und die enorme Stauung und Faltung der Sedimente wächst von da an, bis sich beim Hausstock und Kistenpaz das Zentralmassiv zwischen beide Flügel der Doppelfalte einschleibt, wodurch die Intensität der Faltung sofort um die Hälfte abnimmt.

Literarische Rundschau.

„Der Mörder“. Unter diesem Titel ist bei Baumert & Ronge in Großenhain ein Buch erschienen, das leider seinen Verfasser nicht nennt, sondern ihn nur mit *** bezeichnet, trotzdem derselbe kein Neuling mehr auf dem literarischen Gebiete ist.

Als ich dasselbe zuerst in die Hände bekam, legte ich es achtlos beiseite, weil in einem beigegebenen Zirkular gesagt war, daß es sich „vorzugsweise an die gute — an die beste Gesellschaft“ wende, und zu dieser gehöre ich nicht, weder meiner Abstammung, noch meinen Verhältnissen, noch auch meiner Gesinnung nach. Der Eindruck, den ich damals beim Lesen der ersten Blätter empfing, war auch kein besonders günstiger und ich dachte bei mir: der Verfasser will eine langweilige Gesellschaft schildern und wird dabei selbst langweilig.

Nur der Zufall spielte mir das Buch wieder in die Hände, und ich bebaure nicht, daß ich es nun unternahm, dasselbe zu lesen.

Die Erzählung spielt in der sogenannten „guten“ Gesellschaft und deckt ein Gebrechen derselben auf, das zwar sehr bekannt ist, das aber aus gewissen Rücksichten nicht besprochen wird und nicht besprochen werden darf — wenigstens nicht öffentlich. Auch herrscht gerade unter den Opfern jenes Gebrechens eine Unkenntniß über die Sache, die der Ausbreitung desselben nur zu förderlich ist.

Der Held der Erzählung, Graf Hermann Klarenbach, ist ein Typus seiner Standesgenossen — eitel, oberflächlich, eigennützig, vergnügungssüchtig, wollüstig, blasirt, dabei gesellschaftlich gewandt und von den Mättern heivathsfähiger Töchter vergöttert und umschwärmt.

Er ist der einzige Sohn seiner Eltern, der Majoratserbe, und um ihn dreht sich alles auf der väterlichen Besitzung. Der weibliche Theil der Familie tritt hinter ihm zurück und kommt

— als Menschen zweiter Klasse — gar nicht in Betracht.

Zu den Schulen und auf der Universität hat er in den verschiedenen Lehrfächern ein wenig herumgeschulffelt und gerade so viel gelernt, daß er in der Gesellschaft ebenso „gebildeter“ Personen als ebenbürtig gelten kann.

Der Vater schickt ihn auf Reisen, „damit er die Welt kennen lerne und auch die Zeit bis zur Uebnahme eines der väterlichen Güter anständig todtschlüge“.

Auf der Reise läßt nun der junge Graf seinen noblen Passionen die Zügel schießen, namentlich seiner Wollust. Er ist ein eifriger Besucher der Bordelle, und der Vater hat gegen diese Geschnackverrichtung seines Sohnes auch nichts einzuwenden, die ja so „ritterlich und modern“ ist. Er freut sich über das „jugendliche Feuer seines Erben“ und bezahlt mit Vergnügen die nicht unbedeutenden Rechnungen desselben, den er nur warnt, sich nicht in ein ernstliches Verhältniß mit einer solchen Person einzulassen.

Der Alte stirbt und Hermann tritt die Majoratsherrschaft an. Seine weiblichen Angehörigen wundern sich über sein blaßes Aussehen — natürlich ist es das öffentliche Leben, die Arbeit der Männer, die seine Kräfte so in Anspruch genommen haben.

Der junge Herr soll nun heirathen, um legitime Erben zu erzeugen; er will dies auch, aber seine gegenwärtige Maitresse ist zu liebenswürdig, um diesen Willen zur That werden zu lassen. Endlich brennt sie ihm mit einem jungen Diplomaten durch, und nun tritt ein Wendepunkt in seinem Leben ein.

Zur Freude seiner Angehörigen bleibt er jetzt zu Hause, da er nicht weiß, wohin er gehen soll, ohne von seinen Freunden ausgelacht zu werden.

Die befreundeten Familien empfangen ihn mit offenen Armen.

„Wie leicht, wie angenehm machte die böse Welt diesem interessanten Sünder die Rückkehr! Ja, es ist zehn gegen eins zu werten: wäre er stets ein Tugendspiegel gewesen, man hätte ihn nicht halb so anziehend gefunden. Die gute, und besonders die beste Gesellschaft hat einen sehr feinen Geschmack!“

In dem „geheiligten Thierzirkel seiner Mutter“, auf Hofbällen und dergleichen lernt er Helene von Hochberg kennen, ein einfaches, natürliches Mädchen, das von der Zivilisation der guten Gesellschaft noch wenig angekränkelt ist. Der vom weiblichen Theil dieser Gesellschaft angebetete Küssling interessiert sich für Helene, weil sie ihn unbeachtet läßt, und er glaubt ihr eine große Ehre zu erweisen, wenn er sie zu seiner Frau macht.

Die Hochzeit kommt zu Stande, die beiden interessirten Mütter sind glücklich, die andern plagen fast vor Neid.

Auch das junge Ehepaar ist glücklich. Hermann geht eine neue Welt auf; das Gefühl einer reinen beseligenden Liebe, das er bisher so geflissentlich verhöhnt, verachtet hat, ergreift ihn mit aller Macht. Die schmutzige, schmachvolle Vergangenheit versinkt hinter ihm — er lebt ja jetzt vernünftig, und der Spezialarzt in Wien, der ihn zuletzt behandelte, hat ihm die beruhigendsten Versicherungen gegeben.

Und die junge Frau? Sie kannte ja ihren Gatten nur von der vortheilhaftesten Seite, warum sollte sie also nicht glücklich sein? Hätte man ihr vorher die Augen geöffnet gehabt, sie würde sich wohl schwerlich zu der Rolle einer „Ketterin und Erlöserin“ verstanden haben.

„Nicht mit Unrecht sagt Buddha: Die Ursache des menschlichen Elends heißt Unwissenheit! In Europa, in Deutschland hingegen bekennet man sich zum Christenthum und schwärmt für den beschränkten Unterthanenverstand und für die weibliche Enfant! Denn diese beiden allein gewähreleisten und ermöglichen die Befriedigung eines stündlichen Egoismus.“ —

Nach der stüblichen Hochzeitsfeier bezieht das junge Paar das Klarenbach'sche Stammhofs. Mutter und Schwestern des Mannes — einfache, natürliche Menschen — nehmen die junge Frau gut auf. Als diese Mutter werden soll, zerfließt eine Fehlgeburt alle Hoffnungen und die junge Frau ist schwer krank. Der Graf will verzweifeln.

Die Theilnahmlosigkeit und Gebrechlichkeit der jungen Frau soll durch eine Luftveränderung behoben werden, aber es wird eher schlimmer. Hermann wird ärgerlich und ungeduldig und führt sie zurück zu ihrer Mutter in die Resi-

denz; dort hofft die Kranke zu genesen. Man konsultirt berühmte Aerzte und schleppt die Arme zu allen möglichen Vergnügungen, um sie zu zerstreuen; aber es ist vergeblich. Schwiegersohn und Schwiegermutter amüsiren sich nun allein und lassen die Kranke zu Hause. Die befragten Professoren und Aerzte haben die Kranke zwar für etwas blutarm, im Uebrigen aber für gesund erklärt — das genügt!

Eine alte Kammerfrau Namens Willers ist die Gesellschafterin der Verlassenen. Sie hat Helene schon gepflegt, als diese noch Kind war, und ihr vertraut sie endlich ihren Zustand an. Aber die junge Frau klagt sich an, sie müsse doch durch „irgend etwas“ den Tod des Kindes verschuldet haben, weil sie sich eine andere Ursache gar nicht denken kann.

Die Alte sucht zu trösten. Sie hat den jungen Grafen von Anfang an nicht leiden können, sie ahnt die Ursache, aber sie will Beweise. Und sie schafft die Beweise! Sie kundschaftet das Vorleben des jungen Herrn aus, und was sie da erfährt, ist nichts Erbauliches. Ihr Liebting ist unrettbar verloren.

Lange kämpft die brave Frau mit sich.

„Zuweilen dachte sie daran, sich an den Hausarzt zu wenden und diesen zu veranlassen — — — aber wozu konnte sie ihn denn veranlassen? Der Herr Medizinalrath mit seinem glatten höflichen Wesen, der immer wie ein Ohrwurm um den Herrn Grafen und um die alte Baronin Hochberg herumschwänzelte, würde sich wohl hüten, auf die Behauptung einer alten Dienerin hin einen Standal zu machen.“

„Der Herr Medizinalrath wollte die Praxis in den beiden reichen Familien Klarenbach und Hochberg nicht verlieren, — der hielt also klüglich seinen Mund.“

„Dieser große Doktor muß ein Schuft sein, dachte sich die Willers, denn er hat das alles längst gewußt — hätte es wenigstens wissen können und wissen müssen — — — und er hat doch geschwiegen, wie später einmal die ganze Welt schweigen wird zu dem Tode meines armen Liebings! Das Beste wird sein, ich schweige auch und bringe mich nicht in Angelegenheiten — — — und — — — bin dann auch ein Schuft, wie der Herr Medizinalrath!“

Die anscheinend schlafende Helene hat diesen inneren Kampf der Willers beobachtet und dringt auf ein Geständniß der Alten. Diese aber weigert es beharrlich, und erst als die junge Frau in bebauerndem Tone von ihrem Manne spricht, da plagt das ehrliche Weib aus dem Volke mit seinem Geheimniß heraus. Sie ist es, die zuerst das verhängnisvolle Wort „Mörder“ ausspricht und ein Verbrechen mit seinem wahren Namen bezeichnet, das in unserer Ge-

fellenschaft tausendfach verlißt und nicht bestraft wird: die Vergiftung des Weibes durch den syphilitisch durchseuchten Mann! —

Die Wirkung dieser Enthüllung auf Helene ist furchtbar. —

„Danke mir Gott, daß das Kind nicht am Leben ist, denn es wäre ohne Zweifel elend und krank gewesen“, töstet die Willers.

Langsam richtet sich das gebrochene Weib wieder auf — die Alte hat sie an ihren Stolz erinnert. Aber es ist ein furchtbarer Kampf, den die dem Tode Geweihte in ihrem Innern kämpft.

Endlich kommt sie zu einem Entschluß — sie will sich selbst erst überzeugen.

Am nächsten Morgen fährt sie verkleidet mit der Willers zu einem in der Vorstadt wohnenden Frauenarzt. Dieser aber kann den Frauen keine Hoffnung machen und spricht mit Enttäuschung von dem Manne:

„Er muß selbst durch und durch von der Seuche ergriffen sein, und anstatt Heilung zu suchen, reißt er die Seutigen mit in's Verderben. Es ist eine Schande und Sie sollten —“

Aber er kommt nicht weiter, denn Helene bricht bestimmungslos zusammen. —

Während sich diese gräßlichen Szenen abspielen, fällt der Graf mehr und mehr in sein freilicheres Leben zurück. Gegenwärtig ist er für mehrere Tage auf das Gut eines Freundes gereist, um dort zu jagen. Helene hat also Zeit, ihren Plan auszudenken.

Sie will nicht umsonst geopfert sein — sie ist „trotz ihrer sog. guten Erziehung keine konventionelle deutsche Frau, sondern . . . bei all' ihrer Vornehmheit, Lieblichkeit, Jugend und Sanftmuth ein mit starkem persönlichem Stolge und unbegreiflichem Gerechtigkeitsinn ausgestatteter Mensch weiblichen Geschlechts“.

Sie will es verhindern, daß ihr Mann das an ihr begangene Verbrechen an einer Anderen wiederhole. Aber Rücksichten auf diejenigen, die sie liebt, halten sie vom Aeußersten zurück.

Der Graf kehrt zurück — Helene läßt ihn zu sich bitten — und er kommt.

Eine gewaltige Szene entwickelt sich jetzt zwischen den Beiden — gewaltig durch ihre Handlung, wie durch ihre Darstellung. Es ist ein furchtbares Gericht, das das geopferte Weib über seinen Gatten hält — eine Anklage gegen gesellschaftliche Mißstände, wie sie vernichtender kaum erhoben werden kann.

Der eigenmächtige, feige Wüstling bricht unter der Gewalt der Anklage zusammen, er bittet um Mitleid — er, der mit seinem Weibe keines hatte. Nicht ihren Haß, aber ihre ganze unaussprechliche Verachtung kündigt sie ihm an.

Er erkaufte sich ihr vorläufiges Schweigen durch seine sofortige Abreise. An der Thür zögert er einen Augenblick und steht seine Frau noch einmal stehend an, sie aber streckt abwehrend die Hände aus und sagt mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte:

„Geh!“ —

Die Erzählung hat ihren Höhepunkt erreicht und der Schluß entwickelt sich rasch.

Das Opfer ist gefallen und die Familiengruft derer von Klarenbach ist zu seiner Aufnahme geöffnet. Der Graf hält die letzte Todtenwache am Sarge seiner Gemahlin. Er bedauert seine junge Frau, denn er hat sie lieb gehabt „auf seine Weise“, aber heimlich ist er doch froh, daß dieser Mund stumm geworden ist.

„Es ist eine böse Sache, wenn Frauen einen Willen haben“, spricht er zu sich selbst, „es ist dann durchaus nichts mit ihnen anzufangen und sie sind, sobald sie etwas wollen, keinen Verwundten mehr zugänglich. Ich glaube, meine Frau hätte mich kalten Blutes an den Pranger stellen, der Verachtung meiner Mutter preisgeben können.“

Und er fährt fort:

„Zum Denter! Frauen sollen auch nichts von solchen Dingen wissen, wenigstens anständige Frauen nicht! Das fehlte noch, daß sie ihren Söhnen und Männern gegenüber die Nichterinnen spielten! Ich möchte nur wissen, wer Helene die Augen geöffnet hat? Unser Hausarzt auf keinen Fall, denn er weiß, was sich schick, und sonst hat sie ja keinen Doktor gesehen. Ihn — ich gäbe viel darum, wenn ich's wüßte, denn es ist bei Gott eine peinliche Lage, so im Finstern zu tappen und in seiner Umgebung fortwährend nach dem heimlichen Feinde zu spähen. Von selbst ist Helene nicht darauf gekommen. Das ist gewiß. Also muß es ihr Jemand gesagt und sehr genau bewiesen haben, denn sie war nicht leichtgläubig, und sie liebte mich!“

Die Befragung findet unter dem süßlichen Pömp statt. Der Graf steht am Sarge und hört die Predigt an — nicht weit von ihm steht die Willers. Sie sieht ihm scharf in's Gesicht und endlich hebt auch er den Blick — ihre Blicke begegnen sich. Da schießt ihm der Gedanke durch den Kopf: das muß der Feind sein, den du fürchtest! Er will Gewißheit haben und bescheidet die alte Willers, die am nächsten Tage aus dem Dienste der eiteln, eigenmächtigen Baronin Hochberg scheidet, zu sich. Seine Schmeicheleien, seine Bestechungsversuche fangen nicht bei diesem Weibe, aber er weiß jetzt, daß sein Argwohn ihn nicht getäuscht hat — er weiß jetzt, daß sie einen Brief von seiner Frau besitzt, den sie unter bestimmten Verhält-

nissen seiner Mutter überreichen soll und dessen Inhalt sie kennt.

Er muß den Brief haben — und er verschafft sich ihn.

Die Willers war zu einer verheiratheten Nichte gegangen, um dort ihre Tage zu beschließen. Dort hatte sich die alte Frau sicher gewöhnt, aber der Graf ließ durch einen Agenten den Mann der Nichte bearbeiten, und dieser lieferte den Brief, der eine Wiederverheirathung des Grafen unmöglich machen sollte, aus.

Die Willers wurde vom Schlag getroffen, als sie den Verlust bemerkte, der Graf aber verbrannte den Brief und reiste dann nach Paris. Nach zwei Jahren war er wieder verheirathet. — — —

Der Verfasser gehört selbst der „besten“ Gesellschaft an — er kennt also die Leute, die er geschildert. Er selbst sagt in seinem Vorwort, daß er sich bewußt sei, einen Gegenstand berührt zu haben, den man im Allgemeinen todschweigend, von dem man einestheils vorgiebt, nichts zu wissen, andertheils nichts hören will. Die sog. anständige Gesellschaft wende den Blick von diesen Opfern, verhülle ihr Angesicht und schweige, darum habe er einmal geredet.

Es ist ein Stück Frauenfrage, das der Verfasser hier behandelt, und darum sollen es auch vornehmlich die Frauen lesen. Sie sollen sich nicht an den Stoff stoßen, denn er berührt ihr eigenes Interesse tief, sehr tief. Ungezählt sind die Opfer, die alljährlich fallen, ohne zu wissen, wodurch sie zu Grunde gerichtet worden sind. Das ist der Fluch unserer gesellschaftlichen Zustände, daß man das Weib erst in Unwissenheit erhält und es dann zwingt, sich an den ersten Westen zu verkaufen, dessen Mittel zu einer standesgemäßen Versorgung ausreichend erscheinen.

Das Buch ist in durchaus edlem Stile gehalten und jede Frau, jedes Mädchen kann, ja soll es lesen, um gewarnt zu sein, um selbst prüfen zu können, um gegebenen Falles gleichmuthig und entschieden zu handeln, wie die unglückliche Heldin der Erzählung — aber handeln, ehe es zu spät ist.

Aber wie der Verfasser am Schlusse seines Sittengemäthes in grausamer Ironie den Verbrecher triumphiren läßt, so erscheint es uns auch als eine Ironie, von den Männern zu erwarten, daß sie sich die Moral von der Gesellschaft zu Herzen nehmen — und zumal von diesen Männern, die der Verfasser meint.

Den Frauen gehört dies Buch! Sie sind die Verachteten, sie müssen zu ihrem eigenen Schutze aufgerufen werden, denn sie haben das größte Interesse daran, daß eine

Veränderung eintritt. — Man gebe es den Mädchen zu lesen, sobald ein Mann ernstlich um sie zu werben beginnt. Besser, es geht etwas Poesie zum Teufel, als die Braut selbst.

Es weht ein an Ibsen's „Gespenster“ oder „Nora“ erinnernder Geist durch diese Erzählung, die sich durch Kürze und nicht mißzuverstehende Deutlichkeit auszeichnet. Der billige Preis von 1 Mark wird die Anschaffung auch Minderbemittelten ermöglichen, und wer wollte leugnen, daß auch in deren Kreisen ein warnendes Wort am Plage sei? Ernst Maas.

Otto Erich, **Studententagebuch**. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. Zürich. Verlags-Magazin (F. Schabelitz).

Ein ungezügelter Realismus mit allen seinen Vorzügen und Mängeln tritt uns in der Sammlung von Gedichten entgegen, welche dieses „Studententagebuch“ bilden.

Von bemerkenswerthem Interesse sind einige nach dem Leben gezeichnete soziale Nachbilder. Eine Familie in bitterem Elend, der kranke Ernährer liegt stöhnend auf dem Bett, die Frau „sitzt und strickt, das Haupt nach vorn geneigt...“ Auf die mitleidige Frage: „Wie geht es ihm?“ antwortet das Weib:

„Ach, gnäd'ge Frau, das ist nun schon so lang!
Statt daß er für die Aeteln tritt und für mich
arbeitet, muß er selbst erhalten werden,
und besser werden kann er doch nicht wieder,
und wenn er nun man nicht so lange magle...“

„Laß gut sein, Mutter...“ sagt der Kranke und stirbt.

Unerkennenswerth für ein „Studententagebuch“ der neuesten Zeit ist es, daß dasselbe völlig rein von dem schmutzigen Servilismus und ähnlichen Auswüchsen des gegenwärtigen Studentenlebens ist und den sozialen Fragen verständige Beachtung schenkt. Es beginnt mit den Strophen:

„Wohl du horchst, vertrittst du den Silberstern
der Noth. Wohl du bittest, erschredest dich
geringere Hübe, gleiche Äyden,
welche nach Todeserlösung schwaigten.
Wohl du hilfreich schreitest, verfinst dein Fuß
im Noth der Älgen. Jeglichem Elend ja
unwobten sie den Schein der Ordnung,
jeglicher Schande des Alters Würde.“

Ähnliche Klänge wiederholen sich in dem Buche noch oft und treten am klarsten hervor in dem Gedicht „Die Wiederkunft“, welches schildert, wie Prometheus, der dem Menschen einst den göttlichen Funken in die Brust gelegt hat, wiederkehre, um sein Werk der Erhebung der Menschheit aus slavischer Niedrigkeit zu vollenden.

Max Keyel.